

Priska Buchsbaum
Der Rosenhof



GOLDMANN

Buch

August 1914. Am Bahnhof von Freiburg im Breisgau treffen drei Frauen aufeinander, die unterschiedlicher kaum sein könnten. Nur eines haben Helene, Pauline und Else gemeinsam: Sie alle verabschieden an diesem Tag einen Angehörigen in den Krieg.

Für Helene ist der Abschied von ihrem dominanten Ehemann Robert insgeheim ein Lichtblick. Während seiner Abwesenheit wird sie als Krankenschwester in einem Freiburger Lazarett arbeiten und ihrem Traum vom Medizinstudium einen Schritt näher kommen.

Pauline hingegen fällt die Trennung von ihrem Bruder Georg sehr schwer. Und sie bangt nicht nur um ihn, sondern auch um ihren heimlichen Verlobten, den Franzosen André, der auf der gegnerischen Seite kämpft.

Else muss zusehen, wie ihr einziger Sohn Julius in den Krieg zieht, und den Winzerhof der Familie allein weiterführen. Sowohl Helene als auch Pauline finden dort eine Unterkunft. Else führt den Hof mit strenger Hand und starren Moralvorstellungen, doch dahinter verbirgt sich ein großes Herz. Und schon bald wird aus der Schicksalsgemeinschaft eine unerwartete Freundschaft ...

Autorin

Priska Buchsbaum ist das Pseudonym einer Schweizer Autorin, die sich schon seit frühester Jugend für europäische Geschichte begeistert. Schuld daran sind sowohl ihre jahrelange Tätigkeit im Tourismus als auch ihre eigenen multikulturellen Wurzeln. Sie liebt es, ausführlich zu recherchieren und die Schauplätze ihrer Romane zu erkunden.

Priska Buchsbaum

Der
ROSEN
HOF

Roman

GOLDMANN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

2. Auflage

Originalausgabe Februar 2026

Copyright © 2026 by Priska Buchsbaum

Copyright © dieser Ausgabe 2026

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Michael Meller Literary Agency GmbH, München.
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotive: mauritius images / Daniel Schoenen /
imageBROKER; FinePic®, München
Redaktion: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze
LS · Herstellung: ik
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in the EU
ISBN: 978-3-442-49551-1

www.goldmann-verlag.de

Personenverzeichnis

Die Vornamen der Personen erscheinen in alphabetischer Reihenfolge.

Ambrosius Appel: Anwalt in Freiburg

André Moreau: Fotograf aus Paris, Infanterist im 301e régiment du 5e corps d'armée

Arthur Faller, Prof. Dr.: Oberstabsarzt im Freiburger Militärlazarett in der Hildaschule

Dorle: Magd auf dem Rosenhof in Sankt Georgen

Else Lauer: Witwe, führt den Rosenhof, den Winzerhof der Familie

Emma: Küchenmagd auf dem Lauerer Rosenhof

Erna: Telefonistin

Ernst Kantelberg: verletzter Soldat im Lazarett in der Hildaschule

Ernestine, genannt Stine: aus Frankfurt, Krankenschwester im Lazarett in der Hildaschule

Erwina Faller: Schwester von Prof. Dr. Arthur Faller

Eugen: Reservist in der Karlskaserne und Lastwagenfahrer für die Militärlazarette

Friedrich Schäfer: Sanitätsfeldwebel im Lazarett in der Hildaschule

Georg Seibold: aus Tübingen, Paulines älterer Bruder, Gefreiter im Verstärkungstrupp des 10. Württembergischen Infanterieregiments Nr. 180

Gisela Erhardt: Roberts Mutter

Greta: aus München, Krankenschwester im Lazarett in der Hildaschule

Guscht: Knecht auf dem Rosenhof

Hannes: oberster Hofknecht auf dem Rosenhof

Helene Erhardt: aus Ulm, Krankenschwester im Freiburger Militärlazarett in der Hildaschule

Helmer: Knecht auf dem Rosenhof

Herfried Augustus Erhardt: aus Ulm, Roberts Vater

Isidor Lämmle: Postrat am Post- und Telegraphenamnt in Freiburg im Breisgau

Josef: Krankenwärter im Lazarett in der Hildaschule

Josefine Berger: Leiterin des Sekretariats des Freiburger Frauenklubs

Julius Lauer: Elses einziger Sohn und Erbe des Lauerer Weinguts, Offizier im 5. Badischen Infanterie-Regiment Nr. 113

Leni: Magd auf dem Rosenhof

Luise Sachs: Arbeiterin in der Baumwollfabrik Krumeich

Marie (Mariele) Sachs: Luises Tochter

Mina Sahner: Kollegin von Pauline im Post- und Telegraphenamnt in Freiburg im Breisgau

Oberwachtmeister Kunzenbacher: Befehlshabender auf dem I. Polizeirevier an der Kaiserstraße

Pauline Seibold: Damenschneiderin aus Tübingen

Robert Erhardt, Dr.: aus Ulm, Helenes Ehemann, Arzt im Frontlazarettarzt im Württembergischen Infanterie-Regiment König Wilhelm I.

Selma: Köchin auf dem Rosenhof

Toni: Stallbursche auf dem Rosenhof

Theobald Sahner, Prof. Dr.: Minas Vater

Viktor von Lüdow, Dr.: Arzt im Lazarett in der Hildaschule

Xaver Alois Sählinger: Großbauer in Sankt Georgen

1 – Wie Federn im Wind



7. August 1914, Bahnhof von Freiburg im Breisgau

Es war der bisher heißeste Tag des Jahres, und das ganze Land jubelte dem Krieg entgegen.

Keuchend eilte Helene ihrem Mann hinterher und versuchte, ihn inmitten des Getümmels nicht aus den Augen zu verlieren. Ein Glück, dass Robert so groß war.

Die Pferdedroschke hatte etwa fünfzig Meter vor dem Eingang zum Bahnhof halten müssen. Menschenmengen drängten sich durch die Straßen, sodass Karren, Kutschen und Automobile nicht mehr weiterkamen.

Einen kurzen Moment lang taumelte Helene, blieb stehen und fächelte sich mit der Hand Luft zu. Vergebens. In dieser Hitze schien ihr das Korsett noch enger als sonst. Schweiß rann ihr über den Nacken, tränkte den Kragen ihrer Bluse. Deren lange Ärmel klebten bereits auf der Haut.

Sie blinzelte gegen das Sonnenlicht an, dem auch der breitkrepfige Hut nichts entgegenzusetzen vermochte. Die Luft rundum war erfüllt von Stimmen, Applaus, donnernden Paukenschlägen und begeisterten Rufen. Sie galten den Soldaten, die in strammen Reihen, von einer Blaskapelle angeführt, von der Karls-

kaserne über die Bahnhofstraße heranmarschierten. Bis vor einer Woche hatten sie noch ihren Alltag gelebt – als Väter, Brüder und Söhne. Nun trugen sie alle stolz dieselben feldgrauen Uniformen mit den Pickelhauben, den blank geputzten Marschstiefeln sowie Gewehr und Tornister auf dem Rücken. In ihren Gesichtern glänzte freudige Erwartung. Vor sieben Tagen hatte der Kaiser die Generalmobilmachung verkündet.

Ja, vor sieben Tagen hatte Helene noch im Garten ihres Hauses in Lehr bei Ulm unter dem Apfelbaum gesessen und Kirschen entsteint, als der Bote des württembergischen Kriegsministeriums ihrem Ehemann Robert den Einberufungsbefehl überbracht hatte. Und jetzt stand sie hier vor dem Bahnhof von Freiburg im Breisgau. Nicht mehr im Königreich Württemberg, sondern im Großherzogtum Baden. Nicht mehr zu Hause, sondern in einer Stadt, in der sie keine Menschenseele kannte.

Sie schluckte. Ihr Mund war staubtrocken.

Im selben Moment stieß sie einer der Passanten im Vorübergehen an. Helene taumelte. All die lauten Stimmen. Das Dröhnen der Pauken und Trompeten. Diese Hitze.

Der harte Griff an ihrem Oberarm brachte sie jedoch sogleich wieder zur Besinnung.

»Was stehst du hier herum? Ich bin spät dran«, hörte sie Roberts Stimme an ihrem Ohr.

Ohne ihre Antwort abzuwarten, zog er sie neben sich her.

Vor ihnen erhob sich das Bahnhofsgebäude – ein Steinbau mit einem eckigen Glockentürmchen auf dem fast flach auslaufenden Walmdach. Wie von einer unsichtbaren Flut erfasst, strömten Reservisten in Zivilkleidung, Soldaten und ihre Angehörigen durch die hohen Eingangstüren, Helene und Robert mit ihnen.

In der Empfangshalle war der Geräuschpegel der Stimmen und Rufe noch lauter, das Gedränge noch enger, ehe sich die Menge

aufteilte und durch die links und rechts um einen offenen Innenhof verlaufenden Verbindungshallen in Richtung der Gleise drängte.

Die Hand noch immer an ihrem Arm, führte Robert Helene nach rechts, vorbei an den Warteräumen der Ersten und Zweiten Klasse, bis sie schließlich die riesige Bahnsteighalle mit den zwei Gleisen erreichten.

Ein Zug wartete bereits ganz vorne an Bahnsteig Nummer 1, wo ein heilloses Durcheinander aus Reservisten und Gepäckstücken herrschte. Vor den außerhalb des Bahnhofgebäudes stehenden Wagen reihte sich ein Trupp von Soldaten ein. Mehrere Schaffner wedelten mit den Armen in Richtung der Waggons. Offiziere bellten Befehle, in dem vergeblichen Versuch, Ordnung in die Reihen der Einsteigenden zu bringen, während Frauen ihren Männern und Söhnen zum Abschied Blumen in die Knopfleisten steckten.

»Nicht zu glauben, was hier für ein Zustand herrscht. Eine Schande ist das!«, grollte Robert mit Blick auf das Getümmel und schüttelte den Kopf.

»Die Familien wollen sich doch nur verabschieden«, wandte Helene in beschwichtigendem Tonfall ein und presste sogleich die Lippen aufeinander, damit er das nervöse Zucken nicht bemerkte.

Seit er den Marschbefehl erhalten hatte, war Robert in der Stimmung eines wütenden Stiers, der jederzeit durchzugehen drohte. Sogar die Bediensteten zu Hause hatten seither nur noch zu flüstern gewagt. Sie sollte ihn nicht noch mehr reizen. Trotzdem ... Dass ausgerechnet er, der im ganzen Reich gefeierte Chirurg Doktor Robert Erhardt, sich trotz aller Beziehungen nicht über den kaiserlichen Einberufungsbefehl hatte hinwegsetzen können, hatte etwas Ironisches an sich. Ausgerechnet Robert, der

es bei Gott nicht gewohnt war, dass irgendjemand ihm Befehle erteilte.

Doch ihr Ehemann schnaubte nur. »Verabschieden kann man sich auch auf eine gesittete Art und Weise ohne dieses Affentheater.« Ohne weiter darauf einzugehen, wandte er sich an den ein paar Schritte entfernt stehenden Bahnwärter und rief in seinem üblichen schneidenden Befehlstone: »Wo fährt der Zug in Richtung Karlsruhe?«

Der ältere Beamte sah auf und trat sogleich zurück. Dabei fiel ihm die kleine rote Signalfahne herunter, die er unter seinen rechten Arm geklemmt hatte.

Eilig bückte er sich danach, wobei ihm um ein Haar die Uniformkappe vom Kopf gerutscht wäre. Dann richtete er sich wieder auf, zog die viel zu große Dienstjacke straff, griff nach dem Klemmbrett unter dem linken Arm und begann, in den dort festgemachten Papierzetteln zu blättern.

Der Ärmste, Helene konnte seine Nervosität nachfühlen. Dieselbe Reaktion löste Robert bei den meisten Leuten aus, die ihm unerwartet begegneten.

Jetzt, in seiner Uniform, wirkte er sogar noch größer als sonst: Dr. Robert Erhardt – Sanitätsoffizier des 6. Württembergischen Infanterie-Regiments König Wilhelm I. Auf seinen Schultern prangten die silbernen Achselstücke mit den zwei Sternen und dem Äskulapstab, die ihn als Hauptmann und Arzt auswiesen. Dazwischen, in verschnörkelten Stickereien, war das Regimentsemblem zu erkennen: eine Krone, der Buchstabe *W* und die Ziffer *1*. An der Schirmmütze waren die üblichen zwei Kokarden zu sehen – oben die rot-weiß-schwarzen Ringe des Deutschen Kaiserreichs, darunter in Schwarz-Rot-Schwarz die Farben Württembergs.

Robert war kein unattraktiver Mann, ganz im Gegenteil. Er hatte jedoch etwas Unnahbares an sich. Etwas – wie hatte es Hele-

nes Bekannte neulich während ihres Besuchs mit einem bewundernden Hauchen in der Stimme ausgedrückt? – urwüchsig Männliches. Damit meinte sie wahrscheinlich die Aura aus Autorität, die Robert umgab und die er während seiner medizinischen Karriere noch perfektioniert hatte. Erst am Stuttgarter Katharinenhospital und seit zwei Jahren als Chefarzt für Chirurgie am Klinikum auf dem Safranberg in Ulm. Der Umstand, dass seine Familie vermögend war und im ganzen Kaiserreich Ansehen genoss, tat Roberts Attraktivität in den Augen der weiblichen Gesellschaft zudem keinen Abbruch. So zumindest ließen sich die Blicke deuten, die ihm die jungen Pflegeschwestern am Ulmer Klinikum im Vorübergehen heimlich und unter ihren Hauben errötend zuwarfen.

Ja, Ansehen und Vermögen – das waren die Attribute, die jeden Makel eines Menschen wettmachten. Wahrscheinlich war das auch der Grund, warum Robert ausgerechnet sie, Helene, geheiratet hatte, obwohl sie beide außer dem Interesse an Medizin rein gar nichts verband.

Seine anezogene Strenge hatte ihn schon früher immer älter wirken lassen, als er tatsächlich war. Jetzt, mit seinen vierzig Jahren, verliehen ihm die Falten an den Mundwinkeln einen geradezu herablassenden Gesichtsausdruck. Trotzdem hielt Robert die Schultern noch immer gereckt und legte großen Wert auf regelmäßige Bewegung und Sportaktivitäten. Vor ein paar Jahren war er sogar dem lokalen Fechtverein beigetreten. Und Helene wusste, wie stolz er auf sein noch immer volles, wenngleich schon leicht ergrautes Haar war. Er trug es stets in perfekter Länge, mit einem perfekt gezogenen Seitenscheitel und einer perfekt getrimmten Linie im Nacken.

Es waren aber vor allem seine durchdringend hellblauen Augen hinter den runden Brillengläsern, die sein Gesicht noch härter machten. Es war lange her, dass Helene einen Hauch von Wärme

darin gesehen hatte. Das war bei der Geburt seines Sohnes gewesen.

Fügte man noch die markante Linie seines Oberlippenbarts hinzu – o ja, dann ergab sich daraus eine Miene, die einen das Fürchten lehren konnte. Erst recht, wenn sich seine Lippen in der Mitte wölbten, wenn Robert sich ärgerte. Genau das musste jetzt auch der bedauernswerte Bahnwärter erleben.

Robert hob das Kinn noch ein Stück höher und sah auf den Beamten herab. »Nun? Hat es Ihnen die Sprache verschlagen?«

»A... Auf Gleis 2«, stotterte dieser mit kratziger Stimme und räusperte sich angestrengt. »Der Zug in Richtung Karlsruhe fährt in zehn Minuten auf Gleis Nummer 2 ein.« Mit der rechten Hand deutete er auf den gegenüberliegenden Bahnsteig.

Zum Glück hatte Robert sein Gepäck, bis auf die Ledertasche in seiner Hand, bereits von Ulm aus zum Sammelort des Armeeverbands in Saarbrücken vorausgeschickt. Auch auf Bahnsteig 2 zwängten sich die Leute Schulter an Schulter aneinander vorbei.

Robert stellte die Tasche neben sich auf den Boden. »Ich erwarte von dir ein tadelloses Verhalten, Helene«, sagte er dann und verschränkte die Hände hinter dem Rücken. »Ich habe all meine Beziehungen spielen lassen müssen, um einen Aufschub meines Marschbefehls zu erhalten, nur damit ich dich erst hierher nach Freiburg bringen kann, das weißt du, oder?«

Da war sie wieder, diese Mischung aus Tadel und Vorwurf in seiner Stimme. Helene hatte Jahre gebraucht, um sich daran zu gewöhnen, doch sie fühlte den schmerzhaften Stich in der Magengrube noch immer oft genug.

Das alles ist deine Idee gewesen, nicht meine, hätte sie am liebsten erwidert. Stattdessen senkte sie den Blick auf ihre Hände. »Natürlich, mach dir keine Sorgen.«

Robert stieß ein schnaubendes Lachen aus. »Ich mache mir

keine Sorgen. Du kennst die Konsequenzen, sollte mich auch nur eine schlechte Nachricht von Professor Faller erreichen.«

Helene biss sich auf die Zunge, hob den Kopf wieder und reckte die Schultern. Eine kläglich-kleine Demonstration von Trotz, die jedoch rein gar nichts nutzte. Das wusste Helene nur zu gut. Sie war schließlich nicht freiwillig nach Freiburg gekommen, sondern weil Robert darauf bestanden hatte. Dafür hatte er Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt und unzählige Briefe und Telegramme verschickt. Aber nicht etwa aus Sorge, dass sie allein in Ulm zurückblieb.

»Er hat mir sein Wort darauf gegeben, mich über alles zu informieren, was im Lazarett vor sich geht«, fuhr Robert ungerührt fort. Mit »er« meinte er Arthur Faller, einen seiner langjährigen Arztkollegen und nun Oberstabsarzt im künftigen Militärlazarett in der Freiburger Hildaschule. Helene hatte ihn am Tag zuvor persönlich kennengelernt.

Das Lazarett war zwar noch im Aufbau, erst mussten sämtliche Räume geleert, gereinigt, desinfiziert und falls nötig für die Versorgung von Verletzten umgebaut werden, aber vom nächsten Tag an würde sie Professor Faller bei der medizinischen Instandsetzung unterstützen und anschließend unter ihm als Krankenschwester arbeiten. Unter dessen ständiger Kontrolle. Dafür hatte Robert gesorgt.

Drei Tauben flatterten, wohl durch das Dröhnen der Tuba der eben einmarschierenden Blaskapelle aufgeschreckt, durch die Halle davon. Zurück blieben ein paar durch die Luft tanzende Flaumfedern.

»Ich bin ausgebildete Krankenschwester und weiß, was ich zu tun habe. Es wird nichts zu berichten geben«, erwiderte Helene nur. Merkte Robert eigentlich nicht, wie absurd die ganze Situation war?

Schon seit ihrer Kindheit war sie fasziniert von Medizin gewesen. Sehr zum Leidwesen ihrer Mutter, die nicht hatte begreifen können, warum sich ihre Tochter zu Weihnachten ein Stethoskop statt einem Paar neuer Perlmuthaarkämme wünschte. Ihr Vater hingegen, ebenfalls ein renommierter Arzt und Dozent an der Medizinischen Fakultät von Tübingen, hatte sie in ihrem Eifer unterstützt, sie sogar zu einer Pflegeschwesterausbildung am Ludwig-Wilhelm-Krankenheim in Karlsruhe ermutigt. Helene erinnerte sich noch heute an das überwältigende Gefühl, als sie ihm zum ersten Mal beim Nähen einer Wunde an der Hand des Gärtners hatte assistieren dürfen. Daraufhin hatte sie sich in ihrer Vermessenheit schon als Oberärztin eines Klinikums gesehen, obwohl Frauen damals im Deutschen Kaiserreich der Zutritt zu einem Medizinstudium noch gar nicht gewährt gewesen war. Das hatte sich zum Glück nur ein paar Jahre später geändert, und die medizinische Welt stand Frauen seither endlich offen.

Hätte Robert nicht eines Tages völlig unerwartet um ihre Hand angehalten, hätte ihr in ihrer Einfältigkeit die Aufmerksamkeit des gut aussehenden, ambitionierten Arztes nicht so sehr geschmeichelt und wäre Vater nicht kurz nach der Hochzeit an einem Infarkt gestorben, wäre vielleicht alles anders gekommen. So aber waren all ihre Träume zerplatzt wie eine zu hoch fliegende Seifenblase. Denn ihr Ehemann hielt rein gar nichts von ihrer Idee, Ärztin zu werden.

Auch jetzt runzelte Robert nur die Stirn. »Umso besser, wenn du dir über deine Pflichten im Klaren bist. Ich würde mich ungern bei einem angesehenen Kollegen für das Verhalten meiner Ehefrau entschuldigen müssen. Außerdem werde ich Wichtigeres zu tun haben, als mir Gedanken über dich zu machen.« Trotz der Hitze zog er sich die schwarzen Lederhandschuhe über.

Da. Erneut fühlte Helene das heftige Zusammenziehen direkt

unterhalb des Rippenbogens, und sie konzentrierte sich mit aller Kraft auf ihre Atmung. Ein und aus. Ein und aus. Ein und aus. Keine Regung zeigen. Sich auf keinen Fall anmerken lassen, wie sehr seine Worte schmerzten. Auch das hatte sie in den Jahren ihrer Ehe gelernt.

»Wenn du erlaubst, werde ich Christian schreiben«, sagte sie schließlich mit dem betont neutralen Tonfall, den sie perfekt beherrschte, wappnete sich jedoch instinktiv gegen Roberts Reaktion. Wie immer, wenn sie ihm ihre verwundbarste Stelle offenbaren musste.

Ohne dass sie sich dagegen hätte wehren können, drängte sich das von weizenblonden Haaren umrahmte Gesicht eines kleinen Jungen mit großen neugierigen Augen in ihre Gedanken. Ja, neugierig und nachdenklich war er schon immer gewesen – Christian, ihr Sohn. Ihr herzensguter, süßer Junge, dessen Lieblingspeise Maultaschen in Brühe waren und der bunte Vogelfedern sammelte. Im Oktober würde er elf Jahre alt werden. Bestimmt war er schon wieder ein ganzes Stück gewachsen, seit sie ihn zu Ostern das letzte Mal im Internatsgymnasium von St. Afra in Roßleben besucht hatten. Gott, wie sehr Helene ihn vermisste.

Robert nickte knapp. »Meinetwegen, schreib ihm. Aber nicht zu häufig, das lenkt ihn nur ab. Er muss sich auf den Unterricht konzentrieren.«

»Die Briefe einer Mutter haben einem Kind noch nie geschadet. So weiß er wenigstens, dass ich ihn nicht vergessen habe, wenn ich ihn schon nicht öfters sehen kann.« Wider besseres Wissen hatte sich Helene diesen Kommentar nicht verbeißen können.

Prompt fühlte sie den Druck kräftiger Finger an ihrem Handgelenk, während Robert so nahe an sie herantrat, dass sie seine geflüsterten Worte trotz des Lärms rundum auch wirklich hören

konnte. »Vergiss nicht, meine Liebe: Wie oft du den Jungen siehst, hängt ganz allein von dir und deinem Verhalten ab.«

Im nächsten Moment trat er einen Schritt zurück, auf dem Gesicht den üblichen kühlen Ausdruck, als wäre nichts geschehen. Er zog seine Taschenuhr hervor, blickte kurz auf das Ziffernblatt. Dabei zogen sich seine Augenbrauen vor Empörung zusammen, und er schnalzte mit der Zunge. »Zehn Minuten hat der Bahnwärter gesagt. Die sind schon fast um, und der Zug ist noch nicht da.«

Helene schwieg. Es war alles zwischen ihnen gesagt. In diesem Moment kam ein anderer Soldat auf Robert zu. Ein Offizier, wie sie an dem Abzeichen auf der Schulterklappe erkannte. Salutierend stellte er sich ihnen als Carl von Grollmann vor, Oberleutnant des Badischen Leib-Grenadier-Regiments 109 und ebenfalls auf dem Weg nach Karlsruhe.

Egal ob mit Ärzte- oder Offizierskollegen, wie immer schien Robert innerhalb kürzester Zeit so sehr in das Gespräch vertieft, dass er seine Ehefrau gar nicht mehr wahrnahm.

Unauffällig trat Helene einen Schritt zurück, während die Männer redeten. Natürlich ging es in dem Gespräch um den Krieg. Darum, dass die Kriegserklärung an die Entente-Staaten Russland, Großbritannien und Frankreich längst überfällig und reine Selbstverteidigung gewesen sei. Diese hätten das Kaiserreich schließlich schon seit Jahren politisch übergangen – sogar regelrecht umzingelt und bedroht. Vor allem die Engländer. Ja, die hätten sich seit dem anglo-russischen Bündnis von vor sieben Jahren ohnehin als die Schwächlinge erwiesen, die sie schon immer gewesen waren. Kein Wunder, seit die Kaiserliche Marine ihre Flotte stetig ausbaute und der Erwerb deutscher Kolonien immer weiter anwuchs, sei man in London natürlich alarmiert gewesen. Es zeige aber nur einmal mehr, wie rückgratlos die Bri-

ten seien, wenn sie sich nebst den französischen Gockeln nun auch noch mit dem Zarenreich verbünden mussten, um gegen die Deutsch-Habsburgische Koalition die Brust zu recken. Ein Hohn sei das. Umso mehr, wenn man die deutsche Abstammung sowohl des britischen Königs Georg V. als auch des Russenzaren Nikolaus II. bedachte.

Wie oft hatte Helene dieselben Reden bereits gehört. Nicht weil Robert ihr die ganzen politischen Hintergründe erklärte, sondern weil sie heimlich lauschte, wenn er mit seinen Freunden und Kollegen daheim im Salon darüber diskutierte. Einer der Vorteile, wenn man unsichtbar war.

So hatte sie die Männer sogar über die Pläne der Obersten Heeresleitung mutmaßen hören. Demnach sollte der Großteil der deutschen Truppen so schnell wie möglich über Belgien und das Elsass an die Fronten im Westen geschickt werden. Mit dem Ziel, Frankreich innerhalb nur weniger Wochen von Norden und Süden her zu zerschlagen, ehe die Truppen anschließend gegen Russland in den Osten verlegt würden. Wie alle war sich auch Robert sicher, dass der Krieg spätestens bis Dezember gewonnen sein würde.

Die lauten Paukenschläge der Musikkapelle brachten Helene wieder zurück ins Hier und Jetzt. Rechts von ihr diskutierte Robert immer noch mit dem badischen Oberleutnant.

Schweiß rann ihr über den Rücken und tränkte das Innenfutter des Korsetts. Gott im Himmel, in diesem überdachten Bahnhof und mit diesen vielen Leuten staute sich die Hitze, ohne dass auch nur ein Lüftchen Erleichterung zu bringen vermochte. Hätte Robert nicht in ihrer Nähe gestanden, hätte sie den Hut vom Kopf genommen und ihn als Fächer benutzt. Aber so lieber nicht.

Stattdessen fächelte sie sich verstohlen mit der kleinen Hand-

tasche Luft zu, hielt jedoch mit einem Mal inne, als ihr Blick auf den gegenüberliegenden Bahnsteig fiel. Auf die junge Frau in einem fuchsiarbenen Kleid, dessen luftige Falten von einem breiten Band an der Taille zusammengehalten wurden. Die Ärmel waren so kurz, dass sie ihr nur bis knapp über die Ellenbogen reichten. Ein ungewöhnlicher, fast schon unerhörter Schnitt, aber das Kleid stand ihr hervorragend. Die Farbe zauberte ein gesundes Leuchten auf ihre Wangen, und die gekonnt gelegten Falten betonten ihre Figur.

Mehrere Strähnen hatten sich aus der dunkelbraunen Hochsteckfrisur der Frau gelöst, während sie sich, mit dem Hut in der rechten Hand winkend und mit der Linken den Rock raffend, durch die Menge zwängte. In Richtung des Zuges, der am Ende des Bahnsteigs zur Abfahrt bereitstand. Der Zugführer schwenkte bereits ein weißes Fähnchen.

Die junge Frau winkte wieder, rief irgendjemandem etwas zu, ihre Worte gingen jedoch im allgemeinen Tumult unter. Dennoch drehten sich ein paar Leute in ihrer unmittelbaren Nähe verwundert um.

Fast hatte sie den letzten Waggon erreicht. Wäre da nicht die robuste, etwas ältere Frau mit dem runden Gesicht und dem braungrauen Haarknoten gewesen, die just in dem Moment einen Schritt zurück machte.

Die Jüngere versuchte, nach links auszuweichen.

Zu spät. Eine Gepäckkiste stand ihr im Weg.

Helene hielt gebannt die Luft an, als die beiden Frauen mit Wucht zusammenprallten.

Ein durchdringend schriller Pfiff ließ sie zusammenfahren. Und im nächsten Moment versperrte der einfahrende Zug ihr die Sicht auf den gegenüberliegenden Bahnsteig.

Auf einmal kam Bewegung in die wartende Menge. Wie in

einer heranrollenden Welle strömten die Leute auf die Waggons zu. Es war ein Spezialzug, nur für den Truppentransport gedacht. Mit Kreide aufgemalte Parolen zierte die Wagen: *Mit dem Urlaubsexpress nach Paris* stand da. *Auf zum Preisschießen* oder *Zum Frühstück auf den Champs-Élysées*.

Direkt hinter der Lokomotive und dem Kohlewagen folgten die Wagen der Ersten und Zweiten Klasse für die Offiziere. Der Rest der Mannschaft musste mit den Wagen Dritter Klasse oder den Güterwagen vorliebnehmen. Der Zug war so lang, dass Helene die letzten Waggons gar nicht mehr sehen konnte, weil sie außerhalb des Bahnhofgebäudes zum Stehen gekommen waren.

Wortlos folgte sie Robert bis zum Wagen der Zweiten Klasse. Vor der Tür drehte er sich zu ihr um. »Es ist so weit. Du kennst den Weg zurück?«, fragte er, doch es klang eher wie eine Forderung.

Helene nickte. »Ich finde mich schon zurecht.« Sie trat beiseite, als ein Offizier an ihr vorbei zur Tür drängte.

»Einsteigen! Bitte rasch einsteigen! Der nächste Zug wartet bereits«, rief der Bahnwärter in dem vergeblichen Versuch, die Musikkapelle zu übertönen, die nun zu einem beschwingten *Muss i denn zum Städtele hinaus* angesetzt hatte.

»Vorwärts! Alle Mann vorwärts!« – »Los, los! Wir sind hier nicht beim Kaffeekränzchen!« – »Beeilung, oder ich mache euch Beine!«, brüllten Vorgesetzte ihren Männern zu, um sie so schnell wie möglich in den Zug zu befördern.

Robert nahm die Ledertasche in seine linke Hand und reichte Helene seine rechte, ehe er sich vorbeugte, um sie auf die Wange zu küssen. Ganz kurz nur, seine Lippen berührten dabei kaum ihre Haut. »Also dann, leb wohl. In ein paar Wochen wird der ganze Spuk vorbei sein, und ich hole dich wieder hier ab.«

Damit drehte er sich um und bestieg nun seinerseits den Wagen. Er war nie ein Mann großer Abschiede gewesen.

Die Lokomotive zischte und tauchte den Bahnsteig in eine Wolke aus Dampf und Qualm.

Sofort trat Helene ein paar Schritte zurück, fand sich plötzlich in einer Traube aus winkenden, Blumen werfenden Frauen und weinenden Kindern wieder. Die Männer reckten die Köpfe durch die offenen Fenster, schwenkten ihre Kappen, lachten und scherzten. Auf ging's, um Paris zu erobern.

Durch eines der Fenster hindurch erhaschte sie einen Blick auf Robert, der in einem Viererabteil Platz genommen hatte. Er sah jedoch nicht auf.

Vom anderen Ende des Bahnsteigs her ertönte ein schriller Pfiff. Sogleich hob der Zugführer die rote Fahne, ehe er auf das Trittbrett des vordersten Personenwaggons sprang.

Mit einem Ruck setzte sich der Zug in Bewegung – erst langsam, dann immer schneller.

Die auf dem Bahnsteig Zurückgebliebenen eilten dem Zug noch so weit wie möglich nach. All die Frauen, die mit vor Stolz strahlenden Gesichtern ihre Taschentücher schwenkten, während sie ihren Männern, Brüdern und Söhnen ein letztes Lebewohl zuriefen und sich dann verstohlen die Tränen aus den Augen tupften.

Helene rührte sich indes nicht vom Fleck.

Es schien eine Ewigkeit zu vergehen, bis auch der letzte Waggon an ihr vorbeiratterte. Sie sah ihm nach, während er aus ihrem Blickfeld verschwand. Erst dann atmete sie langsam und tief aus, nahm den Hut vom Kopf, fächelte sich damit Luft zu und schloss genüsslich die Augen. Endlich etwas Kühle. Herrlich.

Sie blieb so lange dort stehen, bis sich der Bahnsteig rund um sie erneut mit Menschen füllte und der angekündigte nächste Zug einfuhr. Dann machte Helene auf dem Absatz kehrt und ging zurück zum Ausgang.

Mit zielstrebigem Schritt folgte sie der Bahnhofsstraße, die in die Bismarckstraße mündete. Das dreistöckige Lazarett im Gebäude der städtischen Volksschule, die auch Hildaschule genannt wurde, lag an der Ecke zur Rheinstraße und war schon von Weitem zu sehen.

Robert hatte ihr nicht einmal zugetraut, dass sie den Weg zurück fand. Eigentlich ein Wunder, dass er sie überhaupt dazu fähig hielt, in einem Lazarett zu arbeiten.

Augenblicklich fühlte sie, wie die lange unterdrückte Wut in ihr hochwallte, und sie musste kurz stehen bleiben, um nach Luft zu schnappen.

Dabei wusste Robert ganz genau, wie viel Herzblut sie in ihre Arbeit legte. Und sie war gut darin. Deshalb hatte ihr Vater sie auch oft und gerne darum gebeten, ihm in seiner Klinik zur Hand zu gehen. Sehr zu Helenes heimlicher Genugtuung, denn einer Bitte seines hochgeachteten Mentors hatte selbst Robert nicht widersprechen können.

Allmählich beruhigte sich ihr Atem wieder. Sie strich sich eine verirrte Haarsträhne aus der Stirn und wandte sich um. Die Straße war auch hier noch immer voll von Menschen. Die meisten waren junge Männer in Zivilkleidung – manche von ihnen kaum alt genug für einen Bartflaum –, die mit einem Koffer oder einer Pappschachtel unter dem Arm lachend und singend in Richtung Nordkaserne zogen, um sich dort freiwillig zu melden. Nach der zweiwöchigen Grundausbildung würden auch sie als Soldaten zum Bahnhof marschieren. Für Kaiser, Gott und Vaterland.

Zufällig fiel ihr Blick auf ein Schaufenster, und sie erschrak, als sie ihr eigenes Spiegelbild darin erkannte. Herrje, wie sah sie denn nur aus?

Das dunkelblonde, etwas zu feine Haar ließ sich auch unter

idealen Bedingungen nur mit Mühe frisieren. Jetzt klebte es ihr in wirren, feuchten Strähnen an der Kopfhaut, und ihr Gesicht glänzte vor Schweiß. So konnte sie sich unmöglich bei ihrer neuen Arbeitsstelle zeigen.

Sie stieß einen leisen Fluch aus und versuchte, die Haarklammern und Kämmе zu richten. Vergebens. Rasch setzte sie den Hut wieder auf. Dann tauchte sie ihr Taschentuch in einen nahe gelegenen Brunnen und fuhr sich damit über Wangen, Nacken und Unterarme. Ah, was für eine Wohltat. Sogleich fühlte sie sich etwas besser.

Ein letzter Blick auf ihr Spiegelbild. Sie war schon als junges Mädchen viel zu groß und viel zu mager für das gängige Schönheitsideal gewesen. Mit dem knöchellangen Rock und dem Mieder wirkte sie auch jetzt noch wie eine dünne Weidenrute.

Helene strich sich eine Falte im Rock glatt. Im gleichen Moment fiel ihr die junge Frau von vorhin am Bahnhof wieder ein. Das Kleid, das sie getragen hatte ... Dieser leichte, fließende Stoff. Diese Farbe. Beneidenswert, wie gut es zu ihr gepasst hatte. Es war wie für sie gemacht.

Sie schüttelte den Kopf und wandte sich zum Gehen. Nein, nie im Leben könnte sie selbst ein solches Kleid oder auch nur eine solch auffällige Farbe tragen. Um Himmels willen, Robert würde der Schlag treffen.

Robert.

Bei dem Gedanken an ihn straffte sie entschlossen die Schultern. Sie würde zwar nie ein solches Kleid tragen, aber das war nicht weiter wichtig. Stattdessen erwartete sie morgen der erste Arbeitstag als Krankenschwester. Allerdings unter Kontrolle und indirekter Bewachung. Trotzdem lächelte Helene und schritt noch schneller voran.

2 – Steinige Wege



7. August 1914, Bahnhof von Freiburg im Breisgau

Der Schmerz stach in Paulines Seite, während sie durch den Empfangsraum des Bahnhofs und am Innenhof vorbei in Richtung der Gleise hastete.

Himmel, Herrgott und Zwirn, was standen die Leute da denn alle nur im Weg herum?

Während sie sich mit den Ellenbogen durch die Menge drängte, flog ihr Blick über die Gestalten der vorübergehenden Soldaten.

Fieberhaft suchte sie jenes schmale Gesicht mit dem ständig schief grinsenden Mund und dem eckigen Kinn mit einer halbmondförmigen Narbe in der Mitte. Auf dem Nasenrücken prangte dort ein Knubbel, wo sich Georg bei einer Schlägerei die Nase gebrochen hatte, als er dreizehn gewesen war und sie, Pauline, gerade einmal neun. Dazu die fröhlichen nussbraunen Augen, die unter den dunklen Fransen hervorblitzten. Es war zwar schon drei Jahre her, seit sie ihren Bruder zuletzt gesehen hatte, aber sie würde ihn überall erkennen.

Und wenn sie ihn nicht rechtzeitig fand? Sie wusste nur, dass sein Regiment an diesem Morgen aus Tübingen hier in Freiburg

eintreffen würde, um sogleich an die elsässische Front weiterverladen zu werden. So hatte Georg in seinem Brief geschrieben.

Wenn sie es doch nur eher zum Bahnhof geschafft hätte. Wenn ihr neuer Vorgesetzter auf dem Telegraphenamt nur nicht so viel Zeit mit seiner Willkommensrede an die neuen Mitarbeiterinnen vertrödelt hätte.

Endlich erreichte Pauline die Halle mit den zwei Bahnsteigen. Die Stimmen der vielen Menschen hallten von der hohen Decke wider – so laut, dass es einem in den Ohren rauschte. Wie sollte sie Georg in diesem Getümmel rechtzeitig finden?

Hektisch blickte sie sich um, sah eine Gruppe von Soldaten, die die Tornister und Decken auf den Rücken geschnallt, auf ihren Zug warteten. Auf den Achselklappen auf ihren Schultern war in roten Zahlen die Nummer 113 zu lesen.

Sie hatte keine Ahnung von Uniformen oder sonstigen militärischen Abzeichen, wusste jedoch, dass die Nummern auf Schultern und Helm die des zugehörigen Regiments waren. Zu welchem Regiment gehörte Georg gleich noch?

Pauline kniff die Augen zu, raffte sämtliche Erinnerungsfetzen zusammen. 180 – richtig, er war im 10. Württembergischen Infanterie-Regiment Nummer 180.

Kurz entschlossen ging sie auf die Soldaten zu und setzte ihr gewinnendstes Lächeln auf. »Entschuldigen Sie, die Herren. Können Sie mir vielleicht sagen, wo ich das Infanterie-Regiment Nummer 180 finde? Ich suche meinen Bruder.«

Die Männer drehten sich zu ihr um. Sie waren alle noch jung, um die achtzehn, neunzehn Jahre alt vielleicht. Ein paar von ihnen trugen dünne Oberlippenbärtchen, ein anderer eine Brille. Ihrer aller Augen weiteten sich, sobald ihre Blicke auf Paulines Kleid fielen.

In Gedanken stieß sie eine stumme Verwünschung aus.

Schon wieder dieses Gegaffe. Ihr neuer Vorgesetzter hatte heute Morgen ganz ähnlich reagiert. Gab es denn in Freiburg nur Hinterwäldler? Dabei entsprachen sowohl der Schnitt wie auch der Stoff der neusten französischen Mode. Pauline musste es schließlich wissen, sie hatte nicht umsonst in den vergangenen drei Jahren eine Schneiderinnenausbildung in dem berühmten Pariser Modehaus Maison Worth gemacht, zu dessen Kundinnen unter anderem die Kaiserin Elisabeth von Österreich gezählt hatte.

Doch anstelle eines Lebens inmitten der schillernden Pariser Modewelt stand sie nun hier am Bahnhof von Freiburg im Breisgau und musste sich von diesen Tölpeln beäugen lassen, nur weil sie ihr selbst entworfenes und eigenhändig genähtes Kleid trug.

»S'Infanterie-Regiment Nummere 180? Des isch aber keis vu uns«, erklärte der Bebrillte endlich und sah sich fragend zu den anderen um.

»Stimmt«, pflichtete ihm einer der Bartträger bei. Dann wandte er sich wieder Pauline zu. »Gehört das Regiment zu den Württembergern?«

Sie nickte eifrig. »Ja, aus Tübingen.«

»Deno sin des waschins de dert hinte.« Mit dem Daumen zeigte der Bebrillte über seine Schulter in Richtung des Zuges, der am äußersten Gleisende stand. »Aber de fahre gli los.«

Im gleichen Moment entdeckte Pauline ihren Bruder bei der Tür zum letzten Waggon. In der feldgrauen Uniform mit der Pickelhaube, den Tornister aus Kalbsfell mit der gerollten Decke auf den Rücken geschnallt, das Gewehr in der rechten Hand. Und er blickte suchend in die Menge.

»Georg!«

Sie raffte mit der einen Hand den Rock, hielt mit der anderen ihren Hut fest und rannte los. Die Absätze ihrer Schuhe klapperten laut, während sie sich, so schnell sie konnte, durch die Menge

drängte. Es war ihr gleich, ob sie jemandem die Ellenbogen in die Seite rammte oder nicht.

Nur noch ein paar Meter. Sie war gerade noch rechtzeitig gekommen, dem Himmel sei Dank!

Ein schriller Pfiff ertönte aus der Entfernung.

Keuchend hob sie die Hand und winkte.

Aus dem Augenwinkel bemerkte sie die Bewegung einer Gestalt rechts von ihr. Sie wollte instinktiv nach links ausweichen. Wäre da nicht die riesige Gepäckkiste gewesen. »Geo... ahh!«

»Vorsicht!« Die Stimme eines Mannes ging im lauten Schnaufen eines einfahrenden Zuges unter.

Der Atem blieb Pauline in der Kehle stecken, als sie frontal gegen eine Frau prallte.

Als wäre die Zeit auf einmal stehen geblieben, sah sie deren rundes Gesicht nur gerade eine Handbreit vor sich. Sie erkannte die Falten an ihrer Stirn und zwischen den Augenbrauen, die feinen Äderchen an ihren Wangen, die einzelnen grauen Härchen, die das sonst braune, zu einem Dutt hochgesteckte Haar an den Schläfen aufhellten. Die graublauen Augen der Dame weiteten sich. Sie roch nach Flieder und Lavendel.

Der Aufprall brachte Pauline aus dem Gleichgewicht, sie taumelte zwei Schritte zurück. Das Stoffhandtäschchen glitt ihr aus der Hand und fiel zu Boden.

Sie fühlte keinen Schmerz. Stattdessen hörte sie die Frauenstimme, die selbst den Lärm rundum übertönte und klang wie das Schnattern einer wütenden Elster: »Passen Sie doch auf!«

Pauline blinzelte. Sie konzentrierte sich mit aller Kraft auf die Gestalt der matronenhaften Frau, die mit in die Hüften gestemmen Fäusten vor ihr stand und sie mit einem Blick bedachte, der selbst Tote hätte vor Schreck erleichen lassen. Sie trug einen schlichten schwarzen Rock, dazu eine weiße Bluse mit breitem

Kragen und Rüschen an der Knopfleiste, die ihren fülligen Busen nur noch mehr betonten. Auf dem altmodischen Strohhut hing ein Bund roter Keramikirschen als Dekoration.

Doch dann war da diese tiefe, ruhige Stimme zu Paulines Linker: »Haben Sie sich verletzt?« Ein Soldat stand neben ihr, hielt ihr das Handtäschchen hin. Er lächelte freundlich, doch sein Gesicht war ernst. Ein gepflegter, jedoch von der Sonne gebleichter Oberlippenbart verriet, dass er sich oft im Freien aufhielt. Er hatte dieselben graublauen Augen wie die herrische Matrone. War das deren Sohn?

»Es ist nichts passiert«, erwiderte Pauline, nahm die Tasche entgegen und richtete sich in einer fahrigen Geste den Hut.

»Nichts passiert?«, rief die Frau. »Was für eine Dreistigkeit!«

»Mutter, bitte beruhige dich«, sagte der Soldat in beschwichtigendem Tonfall an die Ältere gewandt.

Aber diese beachtete ihn nicht, fuhr stattdessen weiterhin Pauline an: »Ich hätte zu Boden fallen und mir etwas brechen können. Haben Sie denn keine Augen im Kopf?« Sie schnaubte. Ihre Wangen zitterten, während sie Pauline abschätzig vom Scheitel bis zur Sohle musterte. »Es ist außerdem unschicklich, wildfremde Leute anzurempeln. Aber was will man von einer so impertinenten Person auch anderes erwarten.«

Wären die Umstände andere gewesen und hätte Pauline mehr Zeit gehabt, hätte sie möglicherweise genug Geduld aufgebracht, um sich zu beherrschen oder sogar zu entschuldigen. Nichts davon war jedoch im Moment der Fall. Und hatte die Matrone sie tatsächlich eben impertinent genannt?

»Was stehen Sie auch hier herum und versperren den Weg?«, gab sie nicht minder wütend zurück und reckte das Kinn. »Zudem sehen Sie wirklich nicht so zierlich aus, dass Sie sich wegen einem Schubs etwas brechen könnten, also tun Sie nicht so zim-

perlich.« Wenn schon impertinent, dann auch richtig. Sie war schon mit ganz anderen Furien fertiggeworden.

Ein paar der Umstehenden grölten vor Vergnügen, andere applaudierten sogar.

Sogleich plusterte sich die Matrone noch mehr auf. Die Haut an ihrem Hals rötete sich. »Das ist ja wohl der Gipfel!«

Ein durchdringender Pfiff ließ Pauline im selben Augenblick herumfahren.

O Gott, Georg.

Sie sah ihn noch immer dort stehen, suchend in die Menge blicken.

Der Zugführer auf dem Trittbrett des hintersten Waggons schwenkte die Fahne.

Pauline rannte los, so schnell sie konnte. »Georg!«

Da. Jetzt hatte er sie ebenfalls gesehen. Ein Lächeln erhellte seine Miene. Jenes warme, spitzbübische Grinsen, das sie immer an ihm geliebt hatte.

Doch der Zug hinter ihm rollte bereits langsam an.

»Los, einsteigen, Soldat. Das ist ein Befehl!«, brüllte ein Offizier aus dem Wagenfenster.

Sie sah, wie Georg kurz zögerte, zuerst zu seinem Vorgesetzten blickte, dann wieder zurück zu ihr.

Er hob die Hand – ein kurzes Winken zum Abschied –, dann drehte er sich um, sprang gerade noch rechtzeitig auf, ehe der Zug an Fahrt aufnahm, und schloss die Tür hinter sich.

»Georg!« Paulines Stimme drohte, sich zu überschlagen, als sie ihm nachschrie. Der Schmerz an ihrer Seite raubte ihr schier den Atem. Sie blieb keuchend stehen.

Im nächsten Moment sah sie, wie er sich halsbrecherisch aus dem nächstliegenden Fenster lehnte und ihr winkte.

»Pass auf dich auf! Versprich es mir«, rief sie ihm nach, ohne

zu wissen, ob er sie überhaupt noch hören konnte. Schließlich war auch der letzte Waggon durch die Ausfahrt verschwunden und Georg mit ihm.

Pauline blieb reglos stehen. Erst als ein Windstoß des nächsten einfahrenden Zuges sie traf, bemerkte sie die Tränen auf ihrem Gesicht. Rasch wischte sie sich die Wangen trocken. Du liebe Güte, sie war doch sonst nie so rührselig gewesen.

Sie legte die Hand auf den Bauch – ganz kurz nur –, ehe sie sich der Geste bewusst wurde und sich stattdessen hastig über die Stirn strich.

Dann drehte sie sich um und verließ die Bahnhofshalle.

Kurz darauf stand Pauline wieder vor ihrem neuen Arbeitsplatz im Hauptpost- und Telegraphenamts. Dieses befand sich an der Eisenbahnstraße 60, nicht weit vom Bahnhof entfernt. Ein klobiger, zweistöckiger Bau mit strengen Linien, die auch die vier antik anmutenden Säulen mit dem Balkon im oberen Stock nicht zu verschönern vermochten.

Mit einer Hand hielt sie den Hut fest, während sie den Kopf in den Nacken legte und nach oben blickte.

ERBAUT UNTER KAISER WILHELM I. war in großen prägnanten Lettern oben an der Frontseite eingemeißelt. Direkt darüber, flankiert von je zwei Reichsadlern und überkront von einem Wappen des Großherzogtums Baden, war der Schriftzug *KAISERLICHES POSTAMT* zu lesen. Hier würde sie von nun an als eine der insgesamt sieben neuen Telefonistinnen arbeiten.

Pauline seufzte tief auf. Von einer vielversprechenden Damenschneiderin aus Paris zu einem Fräulein vom Amt – wer hätte gedacht, dass der Weg so kurz war.

Die Notwendigkeit zwang sie jedoch dazu. Nach ihrer Rückkehr aus Frankreich vor nunmehr zwei Monaten war sie noch

frohen Mutes in sämtlichen größeren Maßschneidereien in Freiburg und dessen Umkreis vorstellig geworden. In insgesamt einundzwanzig Ateliers. In allen hatte sie die Mappe mit ihren eigenen Entwürfen, die hervorragenden Zeugnisse sowie das Empfehlungsschreiben des Modehauses Maison Worth vorgelegt.

Doch die Realität war ernüchternd gewesen: Denn schon als der Krieg vorerst nur als dunkle, bedrohliche Wolke über dem Reich gehangen hatte, waren neue Kleider von einem Tag auf den anderen zu einem Luxusgut geworden, auf das kaum jemand mehr Wert legte. Niemand hatte ihr auch nur eine mickerige Stelle angeboten.

Vielleicht hätte sie es doch daheim in Württemberg versuchen sollen. In ihrer Heimatstadt Tübingen zum Beispiel. Zugegeben, mit diesem Gedanken hatte sie während der vergangenen Wochen mehr als einmal geliebäugelt. Sie war seit Jahren nicht mehr dort gewesen.

Sogleich drang die Erinnerung an die winzige, dunkle Kellerwohnung, in der sie zusammen mit Georg und den Eltern gehaust hatte, in Paulines Gedanken und ließ sie erschauern. Ein einziger Raum mit einem Bett, einem Herd, einem Tisch und dem Schrank in der Ecke. Georg und sie selbst hatten auf dem Boden geschlafen, das Bett war nachts von den Eltern benutzt und tagsüber an einen Schichtarbeiter vermietet worden.

Sie roch noch immer den Schimmel an den ständig feuchten Wänden und fühlte die Kälte, die auch im Sommer bis tief in die Knochen drang. Durch das kleine Klappfenster direkt unter der Decke waren nie genug Licht oder Wärme in den Raum gelangt.

Entschieden schob sie die Erinnerung beiseite und stieg die Treppenstufen zum Eingang hinauf. Nein, eine Rückkehr nach Tübingen kam nicht infrage. Sie hatte viel zu viel an Arbeit, Zeit und Kraft investiert, um von dort wegzukommen. Jetzt zurückzu-

gehen, würde sich wie ein Versagen anfühlen. Außerdem musste sie sich an ihren Plan halten, und dazu passte Tübingen ganz und gar nicht.

Ihre Hand lag bereits am Torgriff, als ihr Blick auf den schlichten silbernen Ring an ihrem Finger fiel.

»Oh.« Um Himmels willen, den hatte sie völlig vergessen. Rasch zog sie ihn von der Hand und ließ ihn in ihre Tasche fallen. So absurd es klang, war sie nun beinahe froh, dass sie Georg verpasst und ihm wegen ihrer Schusseligkeit nicht noch hatte Rede und Antwort stehen müssen, weshalb sie einen Ehering trug, obwohl sie doch gar nicht verheiratet war. Die Antwort wäre alles andere als einfach gewesen. Wahrscheinlich hätte Georg ihre Beweggründe auch gar nicht verstanden.

Tatsächlich hatte sie den Ring gleich nach ihrer Rückkehr aus Frankreich gekauft. Sie hatte rasch festgestellt, dass er sie vor anzüglichen Blicken und Avancen der vielen jungen, an die Front ziehenden Soldaten schützte, indem er sie als verheiratete Frau auswies. Der Ring war außerdem Teil ihres Vorhabens – ihre Absicherung für den schlimmsten Fall.

Zwar war dieser Plan zugegebenermaßen noch längst nicht bis in alle Details ausgereift, im Gegenteil, ihr Leben war dadurch sogar noch komplizierter geworden, aber Pauline brauchte etwas, woran sie sich festhalten konnte, um den nötigen Mut zum Weitermachen nicht zu verlieren, obwohl viele Tücken und Gefahren auf ihrem Weg lauern konnten. Vor allem, wenn sie den Ring vor lauter Eile vergaß und ihn am falschen Ort und im völlig falschen Moment trug. So wie jetzt, als sie ihre Stelle als Telefonistin antrat, zu der nur unverheiratete Frauen zugelassen waren.

Mit einem Ruck stieß Pauline das Eingangstor auf und trat ein.

»Nun? Haben Sie Ihren Bruder noch verabschieden können?«, fragte der Mann mit der runden Nickelbrille und der Glatze, der

sie wenig später in der Eingangshalle empfing. Sein Name war Lämmle – Isidor Lämmle –, in seiner Position als Postrat war er Paulines oberster Vorgesetzter.

»Ja, ich bin Ihnen für das Verständnis sehr verbunden.« Sie nickte ehrlich dankbar. Postrat Lämmle hatte sie vorhin bereitwillig an ihrem Einarbeitungstag zum Bahnhof gehen lassen, damit sie Georg vor seiner Abreise noch sehen konnte.

Er schmunzelte gütig. »Aber ich bitte Sie, das ist doch selbstverständlich. Wir alle tragen unseren Teil zur Unterstützung unserer tapferen Soldaten bei, nicht wahr?« Sogleich verschwand das Schmunzeln, machte einer ernsten Lehrmeistermiene Platz, und er wedelte mit dem Zeigefinger vor Paulines Gesicht. »Dass mir das jedoch nicht zur Gewohnheit wird. Ich hoffe, wir haben uns verstanden.«

Ohne auf ihre Antwort zu warten, richtete er sich zu seiner vollen Größe auf, schlug die Fersen zusammen und bedeutete ihr mit einem zackigen Schwung seines Arms, ihm zu folgen.

Er führte sie durch einen langen Gang, an dessen Ende eine breite Doppeltür mit farbigen Glasscheiben lag.

Schon von Weitem waren die Frauenstimmen durch die verschlossene Tür zu hören. Dahinter verbarg sich, wie Pauline bereits wusste, der Betriebsaal des Fernmeldeamtes. Diesen hatte man ihr und den anderen rund vierzig Bewerberinnen schon vorgestern während der Eignungsprüfung gezeigt.

Als sich die Tür öffnete, war es, als sprudelten einem die Stimmen in allen Tonhöhen und Variationen entgegen. Zwar war eine reine, hochdeutsche Aussprache oberste Pflicht, trotzdem konnte Pauline hier und die typische alemannische Einfärbung in der Betonung einzelner Wörter und Sätze ausmachen.

Ungefähr dreißig Frauen saßen hier auf hohen Stühlen an einer langen Schaltwand. Jede von ihnen trug einen granitgrauen, uni-

formähnlichen Überkittel. Dazu waren sie alle mit einer Hör- und Sprechgarnitur ausgestattet, die aus einem Einfachkopfhörer und einem Brustmikrofon bestand.

»Hier ist Ihr heutiger Arbeitsplatz.« Herr Lämmle führte sie zu einem freien Stuhl fast am Ende der Wand, wo eine dunkelhaarige junge Frau auf sie wartete. »Fräulein Mina kennen Sie ja bereits«, sagte er. »Sie ist eine unserer besten Mitarbeiterinnen und wird Sie während der Wochen der Einarbeitung in Ihren Aufgabenbereich einführen.« Er nickte kurz, machte auf dem Absatz kehrt und ging zurück zu seinem auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes auf einem Podest stehenden Arbeitstisch. Von dort aus hatte er den Überblick über den ganzen Saal – sowohl auf die Telefonistinnen an den Vermittlungsschränken als auch auf die Schichtaufseherinnen an den Pulten dahinter.

Mina Sahner, die junge Frau, zu der Herr Lämmle sie gebracht hatte, war die derzeitige Schichtleiterin und damit verantwortlich für die fehlerlose Beantwortung und Weiterleitung aller eingehenden Telefonverbindungen. Sie gehörte außerdem zu den pflichtbewusstesten Menschen ihres Alters – sie mochte noch nicht einmal zwanzig Jahre alt sein –, denen Pauline je begegnet war.

Den Eindruck hatte sie bereits während der Prüfung auf sie gemacht. Denn Mina war eine der Prüferinnen gewesen. Mit kritischer Miene hatte sie die Bewerberinnen während des Schreibmaschinendiktats beaufsichtigt. Auch während der anschließenden mündlichen Sprachprüfung hatte sie im Hintergrund gesessen und sich Notizen gemacht.

Mit minutiöser Genauigkeit erklärte sie ihr nun jeden einzelnen Handgriff, jedes einzelne Vorgehen.

Jede Mitarbeiterin trug die Verantwortung für rund zweihundert Anschlüsse auf dem Vermittlungsschrank, auf dem sich eine

kleine Klappe öffnete, sobald eine Vermittlung verlangt wurde. Die Telefonistin hatte den Anschluss daraufhin mit einem Kabel zu verbinden und die Zielnummer des Anrufs zu erfragen. Selbst der Wortlaut dieses Gesprächs war genaustens vorgegeben.

»Das Gespräch wird mit ›Hier Amt, was beliebt?‹ angenommen. Andere Begrüßungsfloskeln sind nicht erlaubt«, erklärte Mina. »Ist der gewünschte Teilnehmer frei, melden wir das mit ›Bitte rufen‹ an und stellen die Leitung her. So, siehst du?« Routiniert steckte sie das Verbindungskabel in die vorgesehene Öffnung.

Die Arbeitszeit betrug zweiundvierzig Stunden die Woche, jede zweite Woche stand eine Nachtschicht an. Die Mitarbeiterinnen hatten zudem Anrecht auf zwei Pausen von jeweils dreißig Minuten am Tag. Ohne Erlaubnis durften sie sich außerhalb dieser Zeiten nicht von ihrem Platz entfernen. Das hatte ihnen Herrn Lämmle bereits erläutert. Die Arbeit war monoton, aber dennoch anspruchsvoll und zu gewissen Zeiten auch hektisch, der Lohn aber immerhin besser als in einer Fabrik.

Pauline wusste noch immer nicht, wie sie es geschafft hatte, eine dieser begehrten Stellen zu ergattern. Sie hatte die Annonce zufällig in der Zeitung entdeckt und war nach all den unzähligen Absagen viel zu verzweifelt gewesen, um sich einen weiteren Gedanken daran zu erlauben, ob sie überhaupt eine Chance haben könnte. Telefonistinnen kamen in der Regel aus gutem Hause und waren gebildet, sprachen wenn möglich sogar mindestens eine Fremdsprache.

Pauline brachte zwar Französisch fließend in Wort und Schrift mit, aber ihr Zuhause war alles andere als vornehm gewesen, und sie hatte außer den paar Jahren Grundschule nur drei Jahre an der Handels- und Gewerbeschule des Lette-Vereins in Berlin vorzuweisen. Dort hatte sie neben der gewerblichen Ausbildung

zur Damenschneiderin Buchhaltung, Telegraphie und Maschinenschreiben gelernt. Wie sie damals an diese Freistelle gekommen war, hatte sie bei der Bewerbung allerdings wohlweislich verschwiegen.

Denn sie wollte nicht riskieren, deswegen schon von vorneherein abgelehnt zu werden. Sie brauchte das Geld. Für sich und für das Kind, das sie unter dem Herzen trug.

Ein weiterer Grund, weshalb sie nicht zurück nach Tübingen gehen konnte, wo die Hälfte der Bewohner sie kannte. Sie, Pauline Seibold, die Tochter eines Trunkenbolds und einer Tagelöhnerin. Pauline Seibold, die in der Gosse geboren war und etwas Besseres hatte sein wollen. Ja, genau die Pauline Seibold, die nun ein uneheliches Kind erwartete.

Zweifellos würde man sich daheim in Tübingen das Maul über sie zerreißen und sie als lasterhaft anprangern, als gefallenes Mädchen. Der Apfel fiel schließlich nie weit vom Stamm, und wer aus dem Dreck kam, der blieb auch dort. Das könnte sie zwar alles noch verkraften, es hatte sie nie gekümmert, was die Leute von ihr dachten.

Das Kind hingegen ...

Mit einer unverheirateten Mutter wäre das unschuldige Geschöpf schon von Geburt an den Vorurteilen der Gesellschaft ausgesetzt und mit einem Schandfleck gezeichnet, an dem es nicht die geringste Schuld trug. Etwas, das Pauline niemals ertragen könnte. Genau deshalb hatte sie sich ihren Plan zurechtgeschneidert.

Hier in Freiburg kannte sie schließlich keiner, und niemand wusste von ihrer Herkunft. Wer sollte also hinterfragen, ob sie wirklich verheiratet oder nur verlobt war? Ob es nun ihr Ehemann oder ihr Verlobter war, der an der Front stand? Geschweige denn, für welche Seite er kämpfte.

Es war Stunden später, als Mina neben Pauline von ihrem Stuhl aufstand.

»Gut«, sagte sie zu den versammelten sieben neuen Telefonistinnen »Eure erste Schicht habt ihr nicht schlecht gemeistert. Macht weiter so, und nach der Probezeit steht einer festen Anstellung nichts im Wege.« Mit einem Wink bedeutete sie ihnen, ihr zu folgen, und ging voraus in einen durch eine Tür abgetrennten Raum im hinteren Teil des Betriebsaals.

Jemand hatte sich bemüht, es hier so freundlich wie möglich zu gestalten und eine Art Kaffeehausatmosphäre zu schaffen.

Pauline knirschte jedoch beim Anblick der fünf Tische mit den butterblumengelben Tischdecken und den bordeauxroten Sitzpolstern der Stühle mit den Zähnen. Was für eine himmelschreiende Farbzusammenstellung.

»Unseren Pausenraum kennt ihr inzwischen ja auch bereits«, erklärte Mina mit unverhohlenem Stolz.

An den Wänden rechts und links standen lange Schrankkommoden mit gläsernen Schiebetüren, durch die Teller, Gläser und Tassen zu sehen waren. Sternförmig gehäkelte Plätzchen lagen auf den Kommoden und dienten als Untersetzer für Vasen aus Einmachgläsern mit dicken Hortensienbüscheln. Auf dem kleinen Herdofen in der einen Ecke des Raums entdeckte Pauline einen kupfernen Wasserkessel. Direkt daneben befand sich das Spülbecken.

Ein weiterer Blickfang war das kleine, runde Biedermeiertischchen aus dunkel gebeiztem Holz, auf dem eine Topfpflanze stand. Wenn Pauline sich recht erinnerte, nannte man diese Pflanze auch Friedenslilie. Darüber an der Wand hingen zwei Porträts in glänzend polierten Holzrahmen: links Kaiser Wilhelm II. mit seinem typischen Oberlippenbart mit den nach oben gezwirbelten Spitzen, in Gardeuniform und mit Orden behängter Brust.

Rechts von ihm Großherzog Friedrich II. von Baden – ebenfalls in Uniform, wemngleich weit weniger pompös in der Erscheinung, dafür mit durchdringend hellen Augen.

Pauline zwang sich zu einem Lächeln. »Wie hübsch.«

Ohne einen weiteren Kommentar überreichte ihnen Mina die Stechkarten, die sie von nun an immer bei Dienstantritt und -austritt in die Stempeluhr beim Eingang stecken sollten, damit ihre genauen Arbeitsstunden erfasst wurden. Zudem erhielten sie je eine Abschrift der Verhaltensregeln für das Personal sowie einen Schlüssel für ihr Schränkchen in der Garderobe. Zu dieser gelangte man direkt vom Pausenraum aus. Dort hatte Pauline auch ihren Koffer stehen lassen. Seit ihrer Ankunft in Freiburg hatte sie die Nächte in einer schäbigen und dennoch viel zu teuren Pension verbracht. »Herr Lämmle hat mir eine Unterkunftsvermittlung zugesichert«, sagte sie darum an Mina gewandt, als die anderen Frauen schon in Richtung Garderobe vorausgegangen waren.

»Richtig, das hätte ich fast vergessen. Hier.« Rasch pflückte die Jüngere einen Zettel von ihrem Klemmbrett und reichte ihn Pauline. Auf dem Papier war eine von Hand geschriebene Adresse zu lesen. »Auf dem Lauerer Rosenhof ist noch ein Zimmer frei«, sagte Mina. »Die Winzerei liegt zwar etwas außerhalb, in Sankt Georgen, aber die Unterkünfte sind sauber und günstig. Frag nach Else Lauer. Sie ist die Besitzerin.«

So kam es, dass Pauline ihren Koffer wenig später über Straßen, Schotter- und Kieswege zu ihrer neuen Unterkunft schleppte.

Die Sonne stand schon tief, es mochte kurz nach sieben Uhr abends sein. Die Hitze des Tages hing jedoch noch immer zwischen den Hügeln des Umlands, und kein einziger Windhauch brachte Erleichterung.

Mit jedem Schritt schien der Koffer schwerer zu werden. Pauline fühlte ihre Arme kaum noch, und der Henkel hinterließ wütend rote, schmerzende Abdrücke auf ihren Handflächen.

Mit einem Aufstöhnen stellte sie den Koffer auf dem Schotterweg ab und streckte den Rücken durch. Sogleich fuhr ihr der Schmerz in die Muskeln an der Schulter und der Seite.

Sie wischte sich mit dem Handrücken über die Wangen, wo sich ein kleines Schweißrinnsal gebildet hatte. Gott, wie weit war es denn noch?

Das Dorf Sankt Georgen lag im Südwesten Freiburgs, linker Hand am Fuß sanfter Weinberghügel, im Westen gesäumt von dichtem Mischwald und Feldern. Schon von Weitem sah Pauline die ersten Häuser und einen Kirchturm, der über die Dächer ragte.

Der Winzerhof der Familie Lauer befände sich am südlichen Ende des Dorfes, hatte Mina erklärt.

»Natürlich. Am Dorfanfang wäre ja auch viel zu einfach gewesen«, murmelte Pauline und nahm seufzend den Koffer wieder auf. Zugleich fühlte sie ein kurzes, schmerzhaftes Ziehen im Unterleib. Sofort ließ sie den Koffer fallen, legte schützend die Hände auf den Bauch und atmete ein paarmal tief ein.

Noch sah man ihr die Schwangerschaft nicht an. Bis zur Geburt blieben ihr noch sechs Monate Zeit. Bis dahin wäre der Krieg hoffentlich längst vorbei, und sie könnte wieder zurück nach Frankreich. Zurück zu André.

Einen Moment lang wurde es ihr eng um die Brust. Erst war André an die Front gezogen, und jetzt auch noch Georg. Keiner von ihnen wusste von dem Kind. Was, wenn sie den einen oder den anderen nie mehr wiedersah? Oder sogar beide?

Trotzig schob sie den Gedanken an ihren Verlobten und ihren Bruder beiseite und griff wieder nach dem Koffer.

Nicht jetzt. Erst einmal musste sie sich auf sich selbst konzentrieren und darauf, dass sie endlich diesen vermaledaiten Winzerhof fand.

Die Sonne berührte schon fast den Horizont, als Pauline vor einem imposanten Fachwerkbau mit Spitzdach stand. Vor den Fenstern im Erdgeschoss standen Blumenkästen mit buschigen weißen und roten Geranien. Eine Mauer mit Doppeltor verband das Haupthaus mit einem etwas schlichteren Nebengebäude. Die beiden Tore waren riesig, so breit und hoch, dass ein Traktor oder ein beladenes Fuhrwerk problemlos hindurchpassten, und umwachsen von einem dichten Flechtwerk aus hellrosafarbenen Kletterrosen. Daher also der Name »Rosenhof«.

Das rechte Tor stand offen. Als Pauline eintrat, lag ein weiter Innenhof mit einem Ziehbrunnen in der Mitte vor ihr. Auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes befand sich ein frei stehendes Gebäude. Das mussten die Unterkünfte der Bediensteten sein, während in dem Bau rechter Hand die Ställe sowie die Schuppen untergebracht waren. Der Geruch nach Stroh und Vieh war unverkennbar.

Dichtes sattgrünes Efeu überwucherte die östliche Ecke des Haupthauses und fast die gesamte Wand des Nebengebäudes. Lavendel blühte in runden Tonkübeln links und rechts neben den Treppenstufen zur Eingangstür und verströmte einen herrlichen Duft. Daneben summten Bienen geschäftig zwischen den saftig-roten Blüten eines Rosenstrauchs.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Hofplatzes, direkt vor den Schuppen, erblickte Pauline zwei Knechte, die über einen mit Wasser gefüllten Holzzuber gebeugt saßen und Spaten von Erde säuberten. Ein beinahe unwirkliches Bild des Friedens.

Pauline stellte ihren Koffer ab und wollte gerade auf die bei-

den Männern zugehen, als sie eine Frauenstimme hinter sich hörte:
»Kann ich Ihnen helfen?«

Sie drehte sich um.

Und es war einer jener wenigen Momente in ihrem Leben, die sie sprachlos machten: Vor ihr stand die Matrone vom Bahnhof.